

HARALD WEINRICH

## Humboldts Kairos

Die griechische Sprache hatte zur Bezeichnung der Zeit zwei Begriffe: *chronos* und *kairos*. Beide Begriffe wurden als männliche Gestalten allegorisiert: Chronos als Greis, Kairos als Jüngling. Chronos (der auch mit Kronos/Saturn identifiziert wurde) repräsentiert die Länge der Zeit, die man zählen und messen kann, häufig in ruhigen, biologischen Rhythmen. Kairos hingegen ist Zeit von ganz anderer Art. Diese Zeitform ist als „rechte Zeit“ zu verstehen und hat oft nur einen Augenblick zur Verfügung. Als jugendlicher Gott trägt Kairos daher Flügel an seinen Schultern und Fersen. Mühelos hält er sich tänzelnd im Gleichgewicht selbst auf eines Messers Schneide. Als auffälligstes Merkmal trägt er den Kopf fast kahl geschoren. Nur an seiner Stirnseite ist ein Haarschopf stehen geblieben. Will ein Irdischer diesen behenden Gott fassen und festhalten, so muss er ihn frontal annehmen und versuchen, ihn „beim Schopf zu ergreifen“. Wenn dieser schnelle Zugriff misslingt, dann findet die Hand an dem glatten Schädel keinen Halt, und schon ist die rechte Zeit verpasst, die günstige Gelegenheit auf Dauer entglitten.

\*

Mit diesen griechischen Zeitbegriffen im Sinn wenden wir uns der preußischen Geschichte zu und geben zunächst Chronos das Wort zur Lebenszeit Wilhelm von Humboldts (1767–1835). Er entstammt, so wie sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander, einer preußischen Adelsfamilie, in der Bildung und Gelehrsamkeit ebenso Familientugenden waren wie die Bereitschaft, dem Staat durch öffentliches Wirken zu dienen. Nach einem kurzen Studium der Jurisprudenz und der alten Sprachen setzte er seine Studien nach eigenem Geschmack fort und entdeckte für sich die Sprachwissenschaft. Nachdem er sodann einige Zeit preußischer Gesandter in Rom gewesen war, folgte er im Jahre 1809, als Preußen in napoleonischer Zeit an den Rand des Untergangs geraten war, einem Ruf des Reformers Freiherr vom Stein und übernahm die Aufgaben eines Staatsrats und Direktors der Sektion für Unterricht und Kultus im preußischen Innenministerium. Danach war er noch als preußischer Gesandter und Staatsminister in verschiedenen politischen Missionen für sein Land tätig, bis er schließlich im Jahre 1819 aus dem Staatsdienst Abschied nahm.

Die wichtigste Phase seines öffentlichen Wirkens waren die sechzehn Monate seiner segensreichen Tätigkeit im Dienste der preußischen Kulturpolitik. In dieser kurzen Zeitspanne setzte er mit Geschick und

Tatkraft die „Humboldtsche Bildungsreform“ ins Werk, die als nationalpädagogisches Reformwerk in der Kulturgeschichte Europas ihresgleichen nicht hat. Er hat nämlich in Preußen – mit unabsehbarer Nachfolgewirkung auf Europa, Nordamerika und Ostasien – die humanistische Bildung in ihrer reinsten Form zur maßgeblichen Norm für das Schul- und Hochschulwesen erhoben. Für das höhere Schulwesen bedeutete diese Reform die beispielhafte Einführung des Humanistischen Gymnasiums, das in seinem Curriculum ganz von den alten Sprachen Griechisch und Latein her konzipiert ist. Und für das Hochschulwesen hat Humboldt mit seiner Gründung der Berliner Universität (seit 1949 „Humboldt-Universität“), eine Form der Hochschule geschaffen, in der die Philosophische Fakultät das wissenschaftliche Zentrum bildet und mit ihrer geisteswissenschaftlichen Ausrichtung für die feste Verbindung von „Forschung und Lehre“ das leuchtende Vorbild abgibt.

Dieses Reformwerk ist in Preußen in den Jahren 1809/1810 aus dem mutigen Denken und Handeln Wilhelm von Humboldts wie ein Wunder hervorgegangen, zu einer Zeit also, als der preußische Staat nach den katastrophalen Demütigungen der napoleonischen Zeit am Tiefpunkt seiner nationalen und gesellschaftlichen Existenz angelangt war. Es ging damals in Preußen nichts mehr seinen geregelten Gang, und natürlich waren alle Kassen leer. Das war die historische Situation, in der Humboldt (nebst einigen tüchtigen Helfern an seiner Seite) den günstigen Zeitpunkt und historischen Moment erkannte, den er mutig zu ergreifen hatte, um handstreichartig mit dem Schwung seiner idealischen Begeisterung die von ihm konzipierte große Bildungsreform auf den Weg des Gelingens zu bringen. Für den Reformers war dies die einmalige „Gelegenheit“ (lat. *occasio*) oder griechisch ausgedrückt der Kairos, den er „kühn“ beim Schopfe gepackt und zum Wohle der Nachwelt in die Tat umgesetzt hat.

\*

Vom Jahre 1820 an war Wilhelm von Humboldt aller politischen und diplomatischen Pflichten ledig. Nun begann für ihn in seinem kleinen Schloss in Berlin-Tegel die langersehnte Mußezeit des freien Forschens auf dem Gebiet der Spracherkenntnis. Schon seit seinem Studium war er kein Laie mehr auf diesem Gebiet, da er auch in seinem bisherigen Berufsleben alle freie Zeit genutzt hatte, um über die Natur der Sprachen und die Verschiedenheiten ihres Sprachbaus nachzudenken. In der Tegel-Zeit hat er nun nicht nur seinen Kenntnisstand durch weitere Lektüren verbessert, sondern auch bei seinem Bruder Alexander, dem großen Ethnologen und Weltreisenden, ebenso wie auf eigenen Reisen alle denkbaren Erkundigungen eingezogen, deren er über ferne und fremde Sprachen bedürftig war.

Denn Humboldt wollte kein Sprachphilosoph der Aufklärung und kein spekulativer Sprachdenker im Sinne von Rousseau, Vico, Hamann oder Herder sein, sondern ein wirklicher „Linguist“, wie er bereits sagte. Für diesen wissenschaftlichen Anspruch verfügte er in seiner Tegeler Gelehrtenklausur nicht nur über vielseitige Sprachkenntnisse, sondern auch über genaue Vorstellungen von der im Entstehen begriffenen Indogermanistik und vergleichenden Sprachforschung (Rask, Bopp, Grimm). Auch das Sanskrit hatte Humboldt schon studiert und diese Sprache als Paradigma hoher indischer Sprachkultur an die Seite des Griechischen gerückt, das er als „höchstgebildete“ Sprache über alle anderen älteren oder neueren Sprachen stellte.

Das Programm dieser Sprachforschung neuen Stils wurde von Humboldt zunächst in einer Reihe von Vorträgen ausgearbeitet, die er als Ehrenmitglied der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften seit 1820 vor dieser illustren Gesellschaft halten durfte. In ihnen wandte sich Humboldt mit besonderem Forschungseifer der Frage zu, wie das linguistische Wunder solcher klassisch-vollkommenen Sprachen wie Sanskrit oder Griechisch zu erklären ist. Denn nirgendwo auf der Welt, nicht in der Hochkultur Javas, auch nicht im Baskenland oder erst recht nicht bei den Indianerstämmen Südamerikas, sind nach Humboldts Überzeugung ähnlich vollkommene Grammatiken anzutreffen. Welches sind also die typologisch-historischen Bedingungen, unter denen bei den Indern und den Griechen und anscheinend nur bei ihnen diese Wunderwerke der Menschheitskultur entstanden sind?

Um diese Frage zu beantworten, unterscheidet Wilhelm von Humboldt, dessen Nachdenken auch hier ganz von griechischen Ideen beflügelt ist, genau (jedoch ohne seine Beschreibungsprosa mit diesen Begriffen zu beschweren) die beiden Zeitgestalten des Chronos und des Kairos in der Sprache. Was zunächst die Chronos-Zeit betrifft, so steht für ihn außer Frage, dass alle Sprachen sich für ihre Entwicklung eine lange Zeit genommen haben, die wir als Geschichtszeit beobachten und mehr oder weniger zuverlässig nachrechnen können. Die Anfänge liegen zwar fast immer im Dunkel der Vorzeit verborgen. Für die neueren Zeiten jedoch, deren Ereignisse durch schriftliche Dokumente belegt sind, lässt sich die Chronologie des Sprachwandels ziemlich genau belegen.

Aus ihr geht hervor, dass die Sprachgeschichte unter der strengen Herrschaft von Vater Chronos eine langsame und im Bereich der Grammatik eine sehr langsame Gangart hat.

Unter der Jünglingsherrschaft des Kairos ist alles ganz anders, wie Humboldt mit einem ganzen Fächer von metaphorischen Ausdrücken mehr umschreibt als beschreibt. Die Rede ist nun von einem „Funken“, „Blitz“ oder „elektrischen Schlag“, der einige auserwählte Sprachen mit dem „anfachenden Odem des Genies“, sodann mit dessen „forttragendem Schwung“ und mit der „Federkraft der Seele“ zu höherem und höchstem

Berufe emporträgt bis in die Höhen eines Gipfel-, Kulminations- oder Kongelationspunktes, an dem eine Sprache „auf einmal“ und „mit einem Schlage“, Chronos zum Trotz, den Druck der Zeit aufhebt und die „Synthesis“ einer vollkommen gelungenen Grammatik zustande bringt. Von diesem kairotischen Augenblick geht sodann ein Elan aus, der sich der ganzen weiteren Sprachgeschichte mitteilt und sie als ihr Kraftzentrum bewegt.

Es ist sicher nicht schwer, in diesen metaphorischen Paraphrasen dieselbe Zeitgestalt wiederzufinden, die Humboldt vorher schon in der kurzen Phase seines bildungspolitischen Wirkens als Kairos erfahren und mit traumwandlerischer Sicherheit ergriffen hat. Humboldts Kairos-Erlebnis ist demnach ein doppeltes. Es ist zuerst für den Staatsmann Humboldt eine Erfahrung des politischen Handelns gewesen und danach erst von dem Linguisten Humboldt dem in der Geschichte waltenden Sprachgeist zugeschrieben worden. Anders ausgedrückt: Humboldt hat in seinem Leben zunächst kairotisch gehandelt, dann erst kairotisch gedacht.

Das Wunder eines kairotischen Gelingens ist nach Humboldts fester Überzeugung in der Weltgeschichte der Sprachen zwar selten, doch mindestens zweimal eingetreten: in der früh-indogermanischen Sanskrit-Sprache und ganz besonders im Griechischen der klassischen Zeit. Dieses Werturteils ist sich der Linguist Humboldt intuitiv gewiss. In Hellas ist am deutlichsten zu beobachten, wie eine begnadete Sprache an einem einzigartigen Zeitpunkt ihrer Geschichte den ihr gebotenen Kairos aufs glücklichste beim Schopf ergriffen und diesen fruchtbaren Moment in Gestalt einer wunderbar flektierenden Grammatik festgehalten hat. Und Homer ist gewissermaßen die Inkarnation dieses Kairos. Wenn die Nachgeborenen also im Sinne Humboldts auf dem Humanistischen Gymnasium und natürlich in der Ursprache Homers „Ilias“ und „Odyssee“ lesen, dann sollen auch sie an der großartigen Kulmination des griechischen Sprachgeistes Anteil haben und sich von diesem Geist willig – so hofft Humboldt – zur Humanität begeistern lassen.

Ob es neben dem Sanskrit und dem Griechischen auch noch andere Sprachen auf dem Erdball gibt, die ihren Kairos ebenso zielstrebig ergriffen haben – etwa das Kawi, die alte Priestersprache von Java –, bleibt für Wilhelm von Humboldt eine offene Frage, auf die er in seinen empirischen Sprachstudien unermüdlich eine Antwort sucht. In den meisten Fällen wird Humboldt jedoch von den Ergebnissen seiner Sprachanalysen enttäuscht. Viele der von ihm in dieser Hinsicht analysierten Sprachen geben ihm mit der „Unvollkommenheit“ ihres Sprachbaus deutlich zu verstehen, dass sie den ihnen gemäßen Kulminationspunkt zwar möglicherweise einmal zu erreichen versucht haben, bei diesem Zugriff aber gescheitert sind und ihren Kairos verfehlt haben. Nun ist es zu spät für sie. Denn diese fruchtbare Gelegenheit wird jeder Sprache nur einmal

in ihrer Geschichte geboten.

Manche Anstrengung seines Denkens hat Humboldt in diesem Zusammenhang auch auf die chinesische Sprache und Schrift verwandt. Nach den ihm zur Verfügung stehenden Erkenntnissen kommt das Chinesische fast ohne Grammatik aus. Von Flexionsformen nach Art der indoeuropäischen Deklination und Konjugation ist jedenfalls keine Spur zu entdecken. Jedes Wort (und jedes bildhafte Schriftzeichen) steht vielmehr für eine Sache, so dass Sprechen und Schreiben für Chinesen ein einfaches Aufreihen von Begriffen bedeutet. Diese Auffassung, der natürlich heutige Sinologen nicht mehr zustimmen können, legen dem Tegeler Sprachforscher den Schluss nahe, dass der Sprachgeist bei den Chinesen – leider – den günstigsten Zeitpunkt der Sprachbildung nicht erreicht hat, so dass offenbar eine „Unvollkommenheit in der Sprachbildung“ erhalten geblieben ist. Nur einmal, in einer späteren Schrift, ringt Humboldt sich zu einem widerwilligen Lob der chinesischen Sprache und Schrift durch und nimmt aus Respekt vor der evidenten Hochkultur Chinas einen Widerspruch in seinem Sprachdenken in Kauf. Doch kommt ihm natürlich keinen Augenblick der Gedanke in den Sinn, etwa auch das Chinesische in den Sprachenkanon seines Humanistischen Gymnasiums aufzunehmen.

An welchen Kriterien kann nun ein Sprachforscher zuverlässig erkennen, dass einer Sprache dieses Erdballs das Glück einer gelungenen Kairos-Erfahrung zuteil geworden ist? Ist zu erwarten, dass sie nun im Idealzustand ihrer vollkommen geformten Grammatik verharrt, ja sogar verharren muss, um ihre Vollkommenheit nicht wieder aufs Spiel zu setzen? Diese Sorge ist nach Humboldts Auffassung unbegründet. Auch eine kairotisch gebildete Sprache kann sich, ja muss sich weiter verändern. Doch wandelt sich die Grammatik einer solchen Sprache nicht mehr von Grund auf, sondern allenfalls in ihrer „feineren Ausbildung“. Mit den „wahren Formen“ ihrer Flexion erhält sie sich mühelos in dem ein für allemal ergriffenen Zustand des Kairos, \*da dieser – so weiterhin Humboldt – eine „große geistige Ökonomie des Menschengeschlechtes“ repräsentiert. Jede Abweichung von diesem Zustand wäre eine größere Anstrengung als seine Erhaltung, da ja ein Gelingen mühsam in ein Nicht-Gelingen überführt werden müsste.

\*

Wenn es sich nun wirklich so verhalten sollte, dass in einigen (alten) Sprachen eine idealisch verklärte Kairos-Zeit die lange Dauer der realen Chronos-Zeit für einen Moment der Geschichte außer Kraft gesetzt hat, so ist mit dieser Machtübernahme gleichwohl Chronos, der Greis, noch nicht für immer aus seiner Herrschaft vertrieben worden. Das zeigt uns Heutigen am klarsten die Geschichte des Humanistischen Gymnasiums.

Es mag ja wohl so sein, dass den Lehrenden und Lernenden in dieser Schulform dann und wann pädagogische Sternstunden gelungen sind, in denen sie dem Kairos der Sprache nahegekommen sind. Bei der Homer-, Horaz- oder Faust-Lektüre sollen sich, wie glaubhaft versichert wird, solche punktuellen Bildungserlebnisse gelegentlich (noch einmal die *occasio!*) eingestellt haben. Aber dafür musste doch im Curriculum des Humanistischen Gymnasiums immer ein sehr hoher Preis in der Währung der Chronos-Zeit entrichtet werden. Durch dieses Missverhältnis zwischen Kairos-Zeit und Chronos-Zeit ist zunächst das Humanistische Gymnasium, dann auch in jüngster die Universität des Humboldtschen Typus unzeitgemäß geworden. Zwar bin ich nicht der Ansicht, dass es unseren Universitäten gut bekommen ist, Humboldt so schnöde den Rücken gekehrt zu haben. Aber in der Geschichtszeit gibt es keinen Weg zurück, auch nicht zu Humboldt. Am Ende hat also doch wohl auch in der Bildungspolitik nicht der kecke Jüngling Kairos, sondern der alte Vater Chronos den Sieg davongetragen, und wir müssen sehen, wie wir in den langen Mühen des Alltags einigermaßen mit seiner strengen Zeitordnung zurechtkommen.

#### Auswahl-Bibliographie

- Berglar, Peter: *Wilhelm von Humboldt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1970.
- Borsche, Tilman: *Wilhelm von Humboldt*. München: C. H. Beck 1990.
- Hillebrand, Bruno: *Asthetik des Augenblicks. Der Dichter als Überwinder der Zeit – von Goethe bis heute*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999 (Kleine Reihe V & R 4011).
- Humboldt, Wilhelm von: *Werke in fünf Bänden*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963 (die Humboldt-Zitate hauptsächlich in Bd. III).
- Humboldt, Wilhelm von: *Über die Sprache. Ausgewählte Schriften*, hg. von Jürgen Trabant. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1985 (dtv Klassik 2143).
- Jecht, Dorothea: *Die Aporie Wilhelm von Humboldts. Sein Studien – und Sprachprojekt zwischen Empirie und Reflexion*. Hildesheim: Olms 2002.
- Thomsen, Christian W. / Holländer, Hans (Hrsg.): *Augenblick und Zeitpunkt. Studien zur Zeitstruktur und Zeitmetaphorik in Kunst und Wissenschaften*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1984.
- Trabant, Jürgen: *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998 (stw 1386).
- Trabant, Jürgen: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990 (stw 877).
- Weinrich, Harald: *Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens*. München, C. H. Beck, 3. Aufl. 2005.